

Frust geöffnet, den Zug verpaßt. Weiter geöffnet, den nächsten und übernächsten Zug auch verpaßt. Am Ende benebelt und übernächtigt angekommen.

So was sei ihm noch nie passiert, be-teuert er – und es tue ihm schrecklich leid. Man sieht ihm an, er ist am Boden zerstört. Dann bricht heraus, was ihn aus der Bahn warf. Daß er Tochter Trixi ein schlechter Vater ist, ihrer Mutter kein guter Partner. Einen längeren Exkurs durch seine verschlungene Familiengeschichte beschließt er voller Selbstverachtung mit dem Ausruf, er sei ein Bastard. Während des Interviews klingelt mehrfach das Telefon. Whitley erwartet Rückrufe wegen Geld, denn Gage gab's für den Katastrophenauftritt vom Vorabend logischerweise nicht.

Völlig pleite, bietet er seine Gitarre zum Verkauf. Er ist in einem beklagenswerten Zustand. Doch seine Rettung wartet schon im Foyer des Hotels. Susann Bürger – sie hatte Whitley für die „Scheune“ gebucht – will nach ihm sehen. Sie hatte ein früheres Konzert von ihm in Bremen gesehen und war beeindruckt. Whitley wiederum hatte sie bei derselben Gelegenheit im Publikum bemerkt. Der Rest verlangt wenig Phantasie. Noch bevor sich all die anderen Vorzüge eines Wohnortwechsels nach Dresden herauskristallisieren, ist die große Liebe der Grund, zu bleiben.

Im Sommer 2005 dann aber doch der Entschluß, wenigstens für eine Weile zurück nach New York zu gehen, wieder näher ans Musikgeschäft. Whitley konnte kaum entgehen, daß es nicht mehr so gut lief für ihn. Kräftezehrende Tourneen hatten nicht die erhoffte Resonanz gebracht, aus nicht nachvollziehbaren Gründen ging das Publikum nicht mehr so mit wie früher. Letzte Konzerttermine im Herbst müssen wegen akuter Erschöpfung abgesagt werden. Bei einem Arztbesuch wegen anderer Beschwerden wird zufällig Lungenkrebs festgestellt. Von da an bleiben ihm gerade noch drei Wochen. In New York kann er jetzt nicht mehr bleiben, Big Apple geht ihm nur noch auf die Nerven. Zuflucht findet er in seiner Geburtsstadt Houston. Er würde noch lieber nach Dresden zurückkehren, ist aber alsbald nicht mehr transportfähig. Am 20. November stirbt er, bis zum Schluß begleitet von Susann, Tochter Trixie und seinem Bruder Dan. Ursprünglich war für den Tag seines Todes sein Rückflug gebucht. „Chris leaves“, hatte er in den Kalender geschrieben.

„Soft Dangerous Shores“, sein letztes Album zu Lebzeiten, erweist der Stadt seiner Wahl gleich dreifach Referenz. „Valley Of The Innocent“ besingt das Dresdner Westmedienloch zu DDR-Zeiten, „Fireroad“ das Bomben-Inferno von 1945. „City Of Women“ ist ein Loblied auf die Tatkraft der Frauen, angefangen bei den Trümmerfrauen der Nachkriegszeit. Das postum erwartete „Reiter-In“ heißt wie die bekannte Künstlerkneipe in der Dresdner Neustadt und enthält unter anderem eine wütdende Coverversion von Iggy Pops „I Wanna Be Your Dog“. Kein versöhnlicher Abschied.

# EXILE ON HAUPTSTRASSE

## Glitterhouse-A&R Rembert Stiewe über musikalische Emigranten, die sich in Europa wohler fühlen als in ihrer amerikanischen Heimat

Seit Menschengedenken wird Kontinentaleuropa immer mal wieder Ziel US-amerikanischer Auswanderungswellen. Zumindest im Musikzirkus. Vor allem unter Singer/Songwritern im weitesten Sinne ist der Trend zum Exil derzeit verstärkt zu beobachten. „Exil“ indes ist ein zu großes Wort – verbannt wurde hier niemand. Die Gründe der musikalischen Emigration sind so vielfältig wie nahe liegend, künstlerischem Ethos genau so geschuldet wie banalen Zufällen. Und, immer wieder: Die Frauen! Die Liebe!

Zwei Modelle der Lebens- und Umfeldgestaltung herrschen unter den rastlosen Troubadouren vor. Da ist Berlin, Dorado der Billigmieten, als Verheißung der Möglichkeiten. Einst stellten dort Iggy Pop und David Bowie, angezogen durch den morbiden Hautgout der kaltkriegerischen Mauerstadt, die Blaupause für Rock-Dandytum im Exil dar. Wenn nicht auf Berlin, fällt die Wahl der Heimstatt suchenden US-Musikanten gerne auf die Provinz. Auf ein warmes Nest, das bürgerliche Annehmlichkeiten und unter Umständen erstrebenswerte Isolation bietet. Irgendwo in Schwaben, in der Bretagne oder in Dänemark. Nun, ländliche Kaffer mit erschwinglichen Mieten gibt es zuhauf auch in Amerika. Warum also Europa, warum sich mit der Sprachbarriere oder winzigen Autos mit Handschaltung herumärgern? Was suchen sie, was finden sie hier, woran es daheim mangelt? Sehnsucht nach künstlerischer Anerkennung, die in der Heimat verwehrt wurde? Ja, auch, mag sein. Simple Karrieregründe? I wo. Daß für sie in der alten Welt Schmalhans Küchenmeister bliebe, war ihnen vorher bewußt.

Was ist es dann, das sie antreibt? Chris Eckman, Vorsteher der Walkabouts aus Seattle und seit einigen Jahren in Ljubljana verheiratet, sieht seine Situation pragmatisch: „Ich wäre nie aus musikalischen oder aus Karriere-Gründen nach Slowenien oder generell nach Europa gezogen. Da der Rest der Band nach wie vor in Seattle lebt, stehe ich ständig vor logistischen Problemen. Aber die Liebe ist ein verdammt starker Motivator. Darum bin ich hier. Außerdem trifft man hier nicht so viele Leute, die Bush gewählt haben.“

Auch Josh Rouse fand sein privates Glück – in Spanien. Der australische Go-Between Robert Forster in Regensburg. Terry Lee Hale, einst in der Bretagne und nun in Paris lebend, empfindet „die Lebensqualität in Europa“ als „einfach höher“. Chris Cacavas, der mit seiner deutschen Frau vorher neun Jahre lang in Los Angeles wohnte, begründet ihren Umzug ins Ländle damit, daß er dem gemeinsamen Sohn das öffentliche amerikanische Schulsystem ersparen wollte. Howe Gelb, Teilzeiteuropäer, fand seine Liebe und erschwingliche Sommer-Refugien in Dänemark. Gemütlichkeit also kann ein Schlüsselreiz sein: „Das Leben dort ist viel simpler. Vielleicht so, wie es in den USA in den 50er Jahren war.“

Das alte Europa mit seinem gegenüber dem amerikanischen way of life stets etwas dünnköpfig bis elitär eingestellten Kulturverständnis wirkt offensichtlich nachhaltig auf emigrierte US-Liedschreiber. Überraschend allerdings, daß ihre Sichtweisen in puncto Lebensstil und Kultur die Unterschiede zwischen Europa und den USA tatsächlich bis zum Klischee feiern. Hier die eher entspannte, den schönen Künsten und kleinen Genüssen gegenüber offene, weniger hektisch angelegte europäische Lebensart, dort die oberflächliche, streßvolle amerikanische Raffke-Mentalität. Aha. Alles super hier. Entschuldigung, geht's noch ein bißchen binsenwahrer? Nein. Anscheinend nicht. Ihr Standpunkt ist eindeutig. Josh Rouse hat erkannt, „daß es im spanischen Lebensstil nicht so sehr ums Geldverdienen geht, sondern um Muße. Hier genieße ich den Moment. Das europäische Publikum ist geduldiger, aufmerksamer, generell interessierter als das amerikanische.“ Elliott Murphy, bereits seit 15 Jahren in Paris lebend, zeigt sich – wie alle anderen Befragten auch – von der europäischen Kultur-Rezeption begeistert: „Europäer nehmen Kultur ernster als Amerikaner – und sie sehen Rock'n'Roll und Blues als Teil der Hochkultur an.“ Aber speziell in Deutschland sind diesbezügliche Wahrnehmungs-Defizite doch offensichtlich. Egal, Murphy schwärmt fort: „Trotz der Sprachbarriere beschäftigen sich Europäer intensiver mit meinen Texten, und obwohl meine Musik ihre Wurzeln im amerikanischen Rock, Country und Blues hat, können sie auch mit der musikalischen Aussage mehr anfangen. Hier habe ich gefunden, was ich gesucht habe: ein treues Publikum, Indie-Labels, respektvolle Kritiker und natürlich Wein, Weib und Gesang.“



Provinz-Exotik: Robert Forster in Regensburg

Ange-sichts solch inniger Beziehungen zwischen den musikalischen Emigranten und Europa verwundert es fast schon, daß ihnen hier auch etwas fehlt. Howe Gelb, obgleich voll des Lobes über die Kreativität dänischer Musiker, hat beobachtet, daß ihrer Musik aufgrund ihrer vergleichsweise besseren sozialen Absicherung oft die Dringlichkeit abgehe.

Das „Wo“ hat im Übrigen nur marginalen Einfluß auf das „Wie“. Zwar wirken die unterschiedlichen Lebensumstände offensichtlich auf das musikalische Werk. Doch nur wenige der musizierenden europäischen Neubürger äußern sich wie Hale oder Eckman, die konstataren, daß die Musik aller von ihnen bereisten europäischen Länder auf ihre eigene abgefärbt habe. Vielleicht ist das „Wo“ gar gänzlich egal. „Ich glaube, daß alle Künstler in gewisser Weise immer im Exil leben, egal, wo sie sich aufhalten“ ist Murphys philosophische Sichtweise, „weil wir ohnehin stets verbannt werden an den Rand der Gesellschaft. Egal in welcher Gesellschaftsform.“ Des Künstlers Brot ist somit ein hartes, auch in der Fremde. Und alle Künstler sind Ausländer, fast überall.